

derrolle ebenso wie die Unterschätzung der Werthaltigkeit westlichen Denkens beim Papst lesen sich in diesem Interview wie zwei Seiten einer Medaille, bei der es eigentlich weniger darum geht, positiv die Grundlagen moderner freiheitlicher Gesellschaften zu bestimmen, als darum, dem Evangelium seinen Charakter als „Zeichen des Widerspruchs“ zu sichern. So verständlich dieses Postulat ist, es läßt sich unter freiheitlichen Bedingungen weniger eindeutig einlösen als in Unterdrückungssituationen. Mit diesem Sachverhalt hat der gegenwärtige Papst seit seinem Amtsantritt beträchtliche Schwierigkeiten. nt

Sensibilisieren

Arbeitshilfe der Bischofskonferenz zum Stellenwert von Kunst und Kultur in der theologischen Ausbildung

Das Thema, dessen sich die jüngst von der Deutschen Bischofskonferenz veröffentlichte Arbeitshilfe „Kunst und Kultur in der theologischen Aus- und Fortbildung“ angenommen hat, ist problematisch in doppelter Hinsicht: Zunächst beinhaltet es die – pauschal gesprochen – weiterhin auffällige Beziehungslosigkeit zwischen vielen Repräsentanten von Theologie und Kirche auf der einen, und Kultur und Kunst, besonders der Gegenwartskunst auf der anderen Seite.

Dieses grundsätzliche Problem hat aber auch noch einen zweiten, sehr konkreten Aspekt. Und bei diesem besteht erst recht unmittelbarer Handlungsbedarf. Meldungen über Kirchendiebstähle, denen durch völlig unzureichende Sicherung bedeutender und einmaliger Kunstgegenstände quasi Vorschub geleistet wurde – wobei die Fahndung durch fehlende Inventarisierung überdies enorm erschwert wird –, oder die Klagen staatlicher wie kirchlicher Denkmalschützer über unsachgemäße Renovierungen, durch die Kulturgut unwiederbringlich verlorengeht, zeigen

die Richtung an. „Böser“ Wille kann hier keinesfalls unterstellt werden. Ursache dürfte in den meisten Fällen vielmehr sein, daß bei den Verantwortlichen vor Ort das Verständnis fehlt für die beherbergten und anvertrauten Kunstschatze, deren Einmaligkeit und historische Bedeutung.

Die Kirche ist für ihren Auftrag zur Bewahrung von Kunstschatzen und Kulturgütern – eine Aufgabe, die sie im Gegensatz zur erst relativ jungen staatlichen Denkmalpflege traditionell wahrnimmt – darauf angewiesen, daß sich ihre ganze „Basis“ dieses Anliegen zu eigen macht. Denn ohnehin geschieht die Pflege kirchlicher Kulturgüter und Denkmäler immer schon in einem besonders sensiblen Spannungsfeld, kommt dem zu bewahrenden Erbe doch nie nur eine kulturell-ästhetische, sondern immer auch eine kultische Funktion innerhalb lebendiger Glaubensüberlieferung zu.

Die Notwendigkeit, Kleriker und Theologen an Kunst und Kultur heranzuführen und sie zum Dialog mit Künstlern zu ermutigen und zu befähigen, ist schon vielfach angemahnt worden. So hat die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums gefordert (SC 129), angehende Priester sollten sich während ihrer philosophischen und theologischen Studien auch mit der Geschichte und Entwicklung der sakralen Kunst beschäftigen. Auch die 1985 neubearbeitete „Ratio fundamentalis institutionis sacerdotalis“ verlangt, den „Alumnen“ während des Studiums Einführungen in die sakrale und profane Kunst und Musik zu bieten. Eine Überlegung, die auch von der 1988 neubearbeiteten deutschen „Rahmenordnung für die Priesterbildung“ aufgegriffen wurde. Ein Rundbrief der Päpstlichen Kommission für die Erhaltung des künstlerischen und geschichtlichen Erbes der Kirche im Oktober 1992 – er war der eigentlichen Anlaß zu der von der Deutschen Bischofskonferenz vorgelegten Arbeitshilfe – beklagt, daß in den letzten Jahren in vielen Fällen die Vorbereitung des Klerus auf den Dialog mit den Künstlern einerseits und die Aufga-

be der Erhaltung und Bewahrung der kirchlichen Kunstschatze andererseits ziemlich mangelhaft gewesen sei, beziehungsweise ganz gefehlt habe. Die Verantwortlichen in den Gemeinden müßten dringend die Kompetenz zur Einschätzung der Werte erwerben, mit denen sie täglich umgehen.

Auch die Bestandsaufnahme der Arbeitsgruppe der Deutschen Bischofskonferenz fällt negativ aus. Die Forderung, Theologen zu kompetenten Gesprächspartnern in Sachen Kunst zu machen, werde weder in Deutschland noch in anderen Ländern eingelöst. Der Überblick über das Studienangebot der Theologischen Fakultäten zeige, daß die einschlägigen Fachgebiete – wenn überhaupt – nur als zusätzliche Lehrveranstaltungen neben dem theologischen Fächerkanon angeboten würden.

Diese Defizite anzusprechen ist heikel. Die Studienpläne für angehende Priester, Pastoralreferenten und Religionslehrer sind ohnehin eher überlastet. Eine immer schwieriger werdende, zu immer forcierterem „Nachgehen“ genötigte Pastoral und ein immer begründungslastiger Religionsunterricht verlangen mittlerweile einiges an pädagogischer, psychologischer, human- und sozialwissenschaftlicher Zusatzqualifikation. Auch noch zu Spezialisten im Archiv- und Bibliothekswesen, zu Experten in Architekturgeschichte, sakraler Musik und bildenden Künsten quer durch die Epochen ausgebildet zu werden – dagegen würden sich künftige Theologen mit einigem Recht wehren. Dies wird aber vernünftigerweise auch niemand von ihnen verlangen; weder das römische Papier noch die Arbeitshilfe tun es. Vielmehr geht es darum, durch die Vermittlung von Grundwissen die Sensibilität zu fördern für den Wert der den künftigen „Hauptamtlichen“ anvertrauten Kunstschatze und Kulturgüter.

Grundsätzlicher gewendet aber gilt es, den von Paul VI. in „Evangelii nuntianti“ beklagten Bruch zwischen Evangelium und Kultur (Nr. 20) und damit auch zwischen Kirche und Kunst zu überwinden, angesichts dessen schon die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatika-

nums zu einer neuen Verhältnisbestimmung und einem neuen Dialog zwischen Kirche und Gegenwartskultur aufgefordert hatte (Nr. 53–62). Die Aus- und Fortbildung der Theologen muß der neuen – mühsam genug errungenen – Wertschätzung von Kunst und Kultur durch die Kirche Rechnung tragen: der Wertschätzung als freiem und autonomem Dialogpartner, dem man – wie Johannes Paul II. bei seiner ersten Deutschlandreise betonte – besonders verbunden ist im gemeinsamen Bemühen „um das Bild, die Wahrheit und die Wirklichkeit“ des Menschen. Theologie und Kirche müßten damit anerkennen, daß sie gerade auf die Gegenwartskunst als „Erkenntnisquelle und Korrektiv“ angewiesen sind, wie der Liturgiker *Albert Gerhards* in seiner allgemeinen Einführung zur Arbeitshilfe schreibt. *fo*

Symptomatisch

Der Streit um die Gestaltung der Berliner Neuen Wache

Daß am *Volkstrauertag* in Deutschland „das Volk“ trauert, wird niemand ernsthaft behaupten wollen. Bei den Gedenkveranstaltungen, die an diesem im Regelfall eher trüben Novembersonntag an Gefallenendenkmälern oder auf Friedhöfen stattfinden, bleiben die Offiziellen meist unter sich, verstärkt vielleicht von Gesangsvereinen oder Musikkapellen. Für die meisten Menschen geht dieser nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland eingeführte Trauertag mehr oder weniger unter in der Reihe von „ernsten“ Tagen, die die Wochen zwischen Allerheiligen/Allerseelen und dem „Ewigkeitssonntag“ bzw. Christkönigsfest prägen. Daß im übrigen während dieser Wochen die Weihnachtsmärkte in den Kaufhäusern oft schon geöffnet sind, kann nur zur Verstärkung der ohnehin gemischten Gefühle in der Zeit um Buß- und Betttag beitragen.

In diesem Jahr erhielt der *Volkstrauertag* einen besonderen Akzent. Die zentrale Kundgebung fand nicht wie sonst im Bonner Bundestag, sondern im Plenarsaal des Berliner Reichstags statt. Gleichzeitig wurde am 14. November die von *Schinkel* erbaute Neue Wache Unter den Linden als Zentrale Gedenkstätte der Bundesrepublik Deutschland eingeweiht. Die Gestaltung dieser Gedenkstätte war im Vorfeld Gegenstand einer *heftigen öffentlichen Diskussion*; kritische Fragen richteten sich sowohl an die Aufstellung einer vergrößerten Kopie einer Kleinskulptur von *Käthe Kollwitz* „Mutter mit totem Sohn“ wie an den lapidaren Text „Den Opfern von Krieg und Gewaltherrschaft“ zu Füßen dieser Pietà. Während der Einweihung wurde vor dem Gebäude mit Buhrufen und Pfiffen demonstriert.

Das Schicksal der Neuen Wache ist symptomatisch für die deutsche Geschichte der letzten zweihundert Jahre wie für die heutigen Schwierigkeiten und Verlegenheiten, mit dieser Geschichte umzugehen: Erbaut vom preußischen Architekten *Schinkel*, dessen Bauten die Berliner Mitte prägten bzw. noch prägen; nach dem Ersten Weltkrieg zur Gedenkstätte für dessen Tote umgestaltet; von der DDR zu einem Mahnmal für die Opfer des Faschismus gemacht; jetzt Zentrale Gedenkstätte der um die neuen Länder vergrößerten Bundesrepublik. Es gibt in Deutschland kein „Grabmal des unbekanntenen Soldaten“ wie am Pariser Arc de Triomphe, das den Wechsel der politischen Konstellationen überdauert hätte. Die *Zäsuren* in der neueren deutschen Geschichte waren dafür zu massiv.

Die Folgen dieser Zäsuren lassen sich, das hat die Diskussion um die Zentrale Gedenkstätte gezeigt, nicht gleichsam mit einem *Handstreich* beseitigen. Ob man bei einer längeren Planungs- und Diskussionsphase eine überzeugendere Lösung für die Gestaltung der Zentralen Gedenkstätte gefunden hätte, bleibt fraglich. Sicher ist aber, daß die Bundesrepublik auch weiterhin gut daran tun wird, es bei einem *Mindestmaß an national-patriotischer Symbolik* zu belassen, auch nach dem Umzug der

Staatsorgane nach Berlin. Im übrigen wird ja Berlin auch nach allen geplanten Neu- oder Umbauten wohl nie eine Hauptstadt aus einem Guß sein; die Narben der vergangenen Jahrzehnte werden sich vielmehr weiterhin bemerkbar machen.

Wichtig sind vor allem zwei Dinge. Zum einen sollte sich der Umgang der Deutschen mit ihrer Geschichte sich an einem Diktum Hölderlins orientieren: „Unterschiedenes ist gut.“ Die Zeit nationaler Mythenbildungen und vereinfachter Geschichtsbilder zum Zweck der Sinnstiftung und Identitätsstärkung sollte vorbei sein. Es käme vielmehr darauf an, daß in Deutschland ein ehrliches, um Differenzierung und Unterscheidung bemühtes Verhältnis zur Geschichte die Oberhand behält und sich gegenüber alten und neuen Versuchen behauptet. *Brigitte Seebacher-Brandt* hat es in einer Rede zum diesjährigen *Volkstrauertag* so formuliert: „Wenn irgend dem Gedenken an das, was war, ein Verbot innewohnt, dann dieses: die Opfer zu benutzen für welche Zwecke auch immer, ehrenhafte und nicht so ehrenhafte“ (FAZ, 15.11.93).

Zum zweiten bleibt festzuhalten: Der größte Dienst, den die Deutschen heute und in Zukunft angesichts ihrer Geschichte sich und ihren Nachbarn leisten können, besteht in der bewußten *Bejahung und Verteidigung des demokratischen Rechtsstaats* auch in wirtschaftlich und gesellschaftlich schwierigen Zeiten. Daß Freiheit nicht selbstverständlich ist und wie schwer es ist, sie institutionell und bewußtseinsmäßig mit allen ihren Chancen wie Risiken zu verankern, zeigt sich derzeit in den mittel- und osteuropäischen Reformländern. Die Bundesrepublik sollte sich auf diesem Hintergrund vier Jahre nach der Öffnung der Mauer ihrer Verantwortung neu bewußt werden. Gedenken ist wichtig, und der Streit um die rechte Art dieses Gedenkens vermutlich unvermeidlich; das entschlossene Anpacken der gegenwärtigen politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Herausforderungen ist aber allemal wichtiger. *ru*